



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

Die Schweiz und die USA: two sister republics oder Grossmacht gegen Kleinstaat

Tanner, Jakob

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-124852>
Newspaper Article

Originally published at:

Tanner, Jakob. Die Schweiz und die USA: two sister republics oder Grossmacht gegen Kleinstaat. In: az Aargauer Zeitung, 9 June 2016.

HEUTE
9.6.2016

Was heute passiert

Schweiz
Die Gleichstellungsbeauftragten des Bundes informieren zum Thema «Teilzeitarbeit und Altersvorsorge».

Ausland
In der peruanischen Hauptstadt Lima beginnt die umstrittene Bilderberg-Konferenz mit ranghohen Politikern und Wirtschaftsvertretern.

Sport
In Paris wird das «Maison de la Suisse» anlässlich der Fussball-Europameisterschaft eröffnet.

Frage des Tages

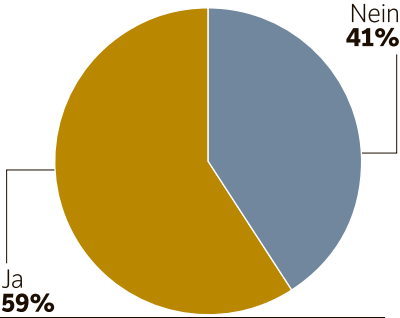
Soll die Schweiz bei der Bildung sparen?

Ja Nein

Stimmen Sie online ab unter www.aargauerzeitung.ch www.bzbasel.ch www.basellandschaftliche.ch www.solothurnerzeitung.ch www.grenchnertagblatt.ch www.limmattalerzeitung.ch www.oltnertagblatt.ch
«Die Umfrage finden Sie online über die Such-Funktion mit dem Stichwort «Tagesfrage»
Das Ergebnis erscheint in der nächsten Ausgabe.

Ergebnis letzte Tagesfrage

Wir haben gefragt: Sollen Autofahrer erst ab 75 zum medizinischen Check?



Videos des Tages



Für viele Bäche in der Region waren die heftigen Regenfälle zu viel.

REZEPT DES TAGES

Präsentiert von Annemarie Wildeisen

Brotsalat mit buntem Gemüse

Zutaten für 4 Personen
200 g Zucchini
Salz
1 Zwiebel rot
400 g Tomaten
1 Peperoni gelb
1 Zweig Stangensellerie
1 Handvoll Rucola
200 g Baguette altbacken, oder italienisches Weissbrot, siehe Rezept-Tipp
3 Esslöffel Weissweinessig
schwarzer Pfeffer aus der Mühle
6 Esslöffel Olivenöl

SMS mit SCHNUPPER + Name und Adresse an 919 (20 Rp./SMS) oder Online-Bestellung unter www.wildeisen.ch/schnupperabo www.wildeisen.ch/suche/rezepte

Die Schweiz und die USA

Two sister republics oder Grossmacht gegen Klein

Die beiden ungleichen Schwestern

In seinem Essay beleuchtet der Historiker Jakob Tanner das ambivalente Verhältnis zwischen der Schweiz und den USA von der Aufklärung bis heute

VON JAKOB TANNER*

Die Rede von den «two sister republics» verweist auf eine spezielle Nähe und Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und der Schweiz. Die «special relationship» wurde und wird immer wieder angerufen, wenn es darum geht, die gemeinsamen institutionellen Grundlagen und ein geteiltes Freiheitsverständnis der beiden Staatswesen hervorzuheben oder aber aussenpolitische Konflikte zu lösen. Die politische Passform zwischen den beiden Staaten wurde immer wieder ästhetisch inszeniert durch das Nebeneinander von Bundeshaus und Capitol. 1991, als die Schweiz ihre mythische Gründungsgeschichte von 1291 feierte, wurde dies auf einer Gemeinschaftsbriefmarke festgehalten. Eine im selben Jahr durchgeführte Ausstellung über die «Sister Republics» beschwor jene Gemeinsamkeiten, die - nach harten Konfrontationen in den 1990er-Jahren - der damalige schweizerische Botschafter in den USA, Alfred Defago, Ende 2001 mit im Vortrag «More than just a Tiny Footnote: Switzerland's Mark on American History» herausarbeitete. Auch gesellschaftspolitische Kooperationsprojekte segelten unter der Überschrift «Sister republics», so etwa Megan Beyers, «An Action Plan for Women's Leadership» aus dem Jahre 2012.

«Friendship under stress»

Das Verhältnis zwischen der Schweiz und den USA entwickelte sich immer auch spannungsreich, ja antagonistisch. Das Selbstverständnis und Sendungsbewusstsein der beiden Staaten war bei allem gemeinsamen Willen zum Hinauswirken in die Welt doch gegensätzlich angelegt. In einem grossen Bild von John Gast aus dem Jahre 1872 wird die US-Ideologie der Manifest destiny dargestellt. Wir sehen die westwärts, Richtung Pazifik wandernde Columbia, welche, mit einem Telegrafenkabel und einem Schulbuch in der Hand, die Indianer und die wilden Tiere vertreibt. Demgegenüber stellte die Schweiz ihr nationales Selbstbild seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert auf Kleinstaatlichkeit und Bedrohungsabwehr um. Im Ersten Weltkrieg wurde diese geistige Haltung staatstragend. Eine Postkarte zeigt das Bundeshaus auf einer sicheren Insel in sturmgepeitschter See. Das ist die Antithese zur amerikanischen Frontier-Mentalität.

Unterschiede zeigen sich auch in den Grössenordnungen der beiden Staatswesen. Die USA entwickelten sich im Übergang zum 20. Jahrhundert zu einem «Supernationalstaat», der auch dann, wenn er sich, wie

nach 1918, eher zurückzog, einen enormen Impact auf die Weltpolitik hatte und das auch immer wusste. Die Schweiz hingegen kämpfte aufgrund ihrer neutralen Kleinstaatsrolle auch immer mit einem machtpolitischen Minderwertigkeitskomplex. Diese Asymmetrie drückte Heinz K. Meier 1970 im Titel seiner wegleitenden Studie zu den «U.S.-Swiss-relations» mit der trafen Formulierung «Friendship under stress» aus.

Der Fall Carlo Jagmetti

Der gefühlte Stress war in der Schweiz zweifellos höher als in den USA. Der neutrale Kleinstaat liess sich in Krisenlagen oft in eine Alarmstimmung und einen mentalen Kriegsmodus versetzen. Es sei nun - so der Grundtenor vieler Medienkommentatoren - endlich einmal realistisch zur Kenntnis zu nehmen, dass die imperiale Hegemonialmacht USA mit allen verfügbaren psychologischen und wirtschaftlichen Mitteln einen «Krieg» gegen eine machtlose und aufgrund ihrer Unbeholfenheit weitgehend wehrlose Schweiz führe.

Diese Problemwahrnehmung war bereits gut eingespielt, als sie in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre erneut aktiviert wurde. Ein signifikanter Moment war der unter dramatischen Umständen erfolgende Rücktritt des damaligen schweizerischen Botschafters in den USA, Carlo Jagmetti, im Januar 1997. Im Zusammenhang mit der Kontroverse um die nachrichtenlosen jüdischen Vermögen hatte Jagmetti in einem klassifizierten Strategiepapier von einem «Krieg» der USA gegen die Schweiz gesprochen. Durch gezielte Indiskretion erreichte das Dokument die Sonntagspresse und der Skandal war perfekt. Jagmetti rechtfertigte sich mit dem Argument, «Schönredner, Anpasser und Duckmäuser» würden der Heimat schaden und Diplomatie dürfe nicht mit Leisetreterei verwechselt werden. In der Rückschau kommentierte er den Vorfall auf dem Blog der Generalstabsoffiziere mit dem Hinweis, die Verhandlungen seien bisher fast ohne Probleme verlaufen. Deshalb wären die «Entwicklungen im Verhältnis zu Amerika, die sich 1995 abzeichneten, 1996 richtig aufflammten und 1997 zum völligen Einknicken der Schweiz führten, total überraschend» gewesen: «Sie wurden gar nicht recht wahrgenommen, man konnte und wollte diese nicht erkennen und konnte auch nicht glauben, dass die bewunderte und von vielen Schweizern geliebte «sister republic» plötzlich unser Land so ins Visier nehmen könnte.»

Die Rede vom «Wirtschaftskrieg» hielt sich in der Folge mit grosser Beständigkeit. Zeitungsberichte sprechen von amerikanischer Druckausübung, von einer «Erpressung der

Schweiz» und davon, dass sich Schweizer Firmen «im Würgegriff der US-Justiz» befänden. Da ist die schöne Gelassenheit zwischen zwei gleichberechtigten «sister republics» dem Bild eines hässlichen Riesen gewichen, der mit den Kleinen in einer Weise umspringt, dass es auf keine Kuhhaut geht. Doch wenn dann wieder eine Verständigung oder auch nur eine Verschnaufpause erreicht war, wurde umgehend wieder das Freundschaftsmotiv strapaziert. Im Juni 2010 schaltete die Economiesuisse ein Inserat, das den in der Presseberichterstattung so genannten «UBS-Staatsvertrag mit den USA» visuell einprägsam in ein Bündnis zwischen Tell und Freiheitsstatue umdeutete. Im Text wird dem Parlament dafür gedankt, dass die bankgeheimniswidrige und somit ungesetzliche Auslieferung von Kundendaten an die USA nachträglich legalisiert werden konnte.

Bundesstaat versus Staatenbund

Wie ist angesichts dieser wiederkehrenden Konflikthaftigkeit das Beharren auf einer schwesterlichen «special relationship» zwischen der Schweiz und den USA zu erklären? Zwischen den beiden Ländern gab es tatsächlich schon im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert eine Reihe von politischemantischen und institutionellen Verbindungen, die den Zeitgenossen durchaus bewusst waren. So definierte der Genfer Naturrechtler Jean-Jacques Burlamaqui (1694-1748) das «Streben nach Glück» als naturgegebenes Menschenrecht und hat damit wohl die berühmte Formulierung «pursuit of happiness» in der US-Unabhängigkeitserklärung von 1776 geprägt oder zumindest angeregt. Jean Rodolphe Vautravers (1723-1815) glaubte an eine prästabilisierte Harmonie zwischen den 13 konföderierten Staaten und den 13 Kantonen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und schlug 1778 seinem Freund Benjamin Franklin eine «friendly union» vor: «Let us be united as two Sister Republics». Die USA reagierten widersprüchlich auf diese Annäherungen. Sie waren insbesondere skeptisch gegenüber dem eidgenössischen Föderalismus. Als 1787 die Delegierten der Constitutional Convention in Philadelphia die bahnbrechende amerikanische Verfassung ausarbeiteten, argumentierten die wichtigsten Föderalisten, unter ihnen James Madison, Alexander Hamilton und James Wilson, dass ein lockerer Staatenbund wie der schweizerische zur politischen Schwäche neigt. Die Eidgenossenschaft dient als Beispiel für staatliche Verwundbarkeit und für die Anfälligkeit für Interventionen von aussen. So ist es nicht erstaunlich, dass es dann die Schweiz war, die sich 1848 durch die bundes-



Postkarte aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Die Schweiz sieht sich als sichere Insel in der gefährlichen Brandung.

SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM/DIG-1830



staatlichen Strukturen der amerikanischen Verfassung inspirieren liess. Ein wirksamer institutioneller Übersetzer war Ignaz Paul Vitalis Troxler (1780-1866), der als (notabene katholischer!) Wortführer der schweizerischen Radikalen seit den 1820er-Jahren zur Erneuerung der Eidgenossenschaft aufrief. Seine Anfang 1848 veröffentlichte Publikation «Die Verfassung der Vereinigten Staaten Nordamerika's als Musterbild der Schweizerischen Bundesreform» half den schweizerischen Bundesstaatsgründern, aus der Krise des Sonderbündnisses herauszukommen.

Für die Entstehung des modernen schweizerischen Bundesstaates waren die Innovationen der Französischen Revolution und der transatlantische Ideenkreislauf (Alfred Kölz) gleichermassen von herausragender Bedeutung. Dass der Austausch mit den USA in beiden Richtungen funktionierte, zeigte sich beim amerikanischen Interesse für die direktdemokratischen Neuerungen des schweizerischen Bundesstaates: des 1874 eingerichteten Referendums und der 1891 geschaffenen Volksinitiative, welche in den USA als nachahmenswert propagiert wurden.

«La France» als Rivalin

Doch wieso wurde schon in der Aufklärung von «Schwestern» gespro-

nstaat?



Die Gemeinschaftsbriefmarke Schweiz - USA aus dem Jahre 1991 als Symbol der Verbundenheit. HO



Rund 300 000 amerikanische GI's brachten 1945 den «American Way of Life» in die Schweiz und veränderten Rollenbilder und Geschlechtsstereotypen der «geistigen Landesverteidigung» nachhaltig. Dankbar nahm sich der «Nebelspalter» der Thematik an.

ERNST SCHÖNENBERGER/
NEBELSPALTER

chen? Mit dem französischen Revolutionsmotto «Liberté - égalité - fraternité» wurde ja eher die maskuline Freundschaft beschworen und der vorherrschende Paternalismus bekräftigt. Die sich formierenden nationalstaatlichen Demokratien waren männlich dominiert - in der Schweiz blieben die Frauen noch bis 1971 vom Stimmrecht ausgeschlossen. Das Männlichkeitsmotiv hielt sich auch in politischen Emanzipationsbewegungen wie der Arbeiterbewegung. Auf einer allegorischen Darstellung der «internationalen Solidarität» von Walter Crane aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert können wir sehen, dass die «Proletarier aller Länder» Männer sind, welche Kontinente repräsentieren. Das Prinzip, das sie im Namen der Freiheit verbindet, ist aber eine Frau. Die transnationalen Beziehungen und die Verhältnisse zwischen den Staaten wurden weiblich imaginiert. Die genealogische Figur der «Schwester», die nicht gewählt wird, sondern gleichsam natürlich da ist, tauchte während der Napoleonischen Kriege gehäuft in der politischen Sprache auf. Die ab 1792 durch den französischen Revolutionsexport geschaffenen kleinen Staatswesen verstanden sich als «républiques soeurs» oder «sister republics», die sich um die Französische Republik herum gruppieren und mit dieser eng verbunden

waren.

Was die «special relationship» zu den USA betrifft, so verfügte die Schweiz also mit Frankreich über eine starke Rivalin. Deren hervorragende Position materialisierte sich in der amerikanischen Freiheitsstatue, die am 28. Oktober 1886 auf dem Liberty Island im New Yorker Hafen feierlich eingeweiht wurde. Diese Lady Liberty, so die Kurzbezeichnung, ist das Werk von Frédéric-Auguste Bartholdi. Nach langen Anlaufschwierigkeiten lancierten französische Politiker Mitte der 1870er-Jahre den Vorschlag, die USA sollten den Bauplatz und den Sockel bereitstellen und Frankreich würde daraufhin die Statue liefern. Als das Projekt Mitte der 1880er-Jahre aufgrund gravierender Finanzierungsprobleme vor dem Aus zu stehen schien, organisierte der Verleger Joseph Pulitzer in seiner Zeitung «New York World» eine Spendenkampagne und mit diesem Crowd funding wurde der Weg frei zu dessen Vollendung.

«American Way of Life» in der Schweiz

Eine solche symbolische Grosstat gelang der Schweiz nicht. In der Ambivalenz ihrer Beziehungen zu den USA stand sie hinter Frankreich nicht zurück; die Spannungen im schweizerisch-amerikanischen Verhältnis wurden allerdings immer stärker durch

den neutralen Kleinstaatsstatus der Schweiz ausgelöst. Dies zeigte sich insbesondere während der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges versuchte der neutrale Kleinstaat, mittels aufwendiger Swiss Missions für einen Stimmungsumschwung jenseits des Atlantiks zu sorgen, mit dem Hauptziel, die angeschlagene Landesversorgung sicherzustellen. Die deutsche Seite verfolgte diese - im Endeffekt erfolgreiche - schweizerische Charmeoffensive mit nervöser Beunruhigung, die teilweise in Entsetzen und Panik überging. Die deutsche Meinung zählte allerdings damals in der Schweiz kaum mehr etwas und die Verschwörung mit den USA geriet in eine besonders intensive Phase, wie die zahlreichen gebuchten Studienreisen in die USA dokumentieren. Der amerikanischen Efficiency craze hatte nicht nur die Industrie, sondern auch die Herzen ergriffen.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte die Schweiz, einen Stimmungsumschwung zu erreichen. Trotz grundsätzlich proamerikanischer Einstellung wurde die aussenpolitisch angeschlagene helvetische Elite bei Kriegsende geradezu durchgeschüttelt angesichts des schroffen Auftritts der USA gegenüber dem neutralen Kleinstaat. Wegen der kompromittierenden Raubgoldübernahmen und

um die Frage der deutschen Guthaben in der Schweiz zu klären, zitierten die Alliierten im März 1946 eine schweizerische Verhandlungsdelegation nach Washington. Der Delegationsleiter, Minister Walter Stucki, stellte auf der Vorbereitungssitzung in Bern fest, bei der Lektüre der alliierten Noten sei ihm «das Blut in den Kopf gestiegen»: «Wir werden im Grunde genommen wie ein erobertes und okkupiertes Land behandelt. Ich könnte mir nicht vorstellen, dass eine Mitteilung der Alliierten an eine deutsche Behörde in einem wesentlich anderen Ton gehalten sein könnte.»

Doch auch damals gab es eine Kehrseite, eine Hinwendung zum American Way of Life nämlich, als deren personifizierte Katalysatoren damals die ca. 300 000 amerikanischen GI's fungierten, die ab Sommer 1945 als Kompensation für die durchlittenen Kriegsstrapazen nun Ferien in der Schweiz machten - in voller Uniform, was man neutralitätspolitisch grosszügig übersah. Viele im Nebelspalter veröffentlichte Karikaturen zeigen eine Schweiz, die alltagskulturell und von den Lifestyle-Modellen her völlig aufgemischt wurde durch die temporäre Massenpräsenz attraktiver Amerikaner. Neben der Reduit-Schweiz entstand ein neues Verständnis der «sister republics» im Zeichen eines konsumistischen Lebensstils und auch die Geschlechterrollen wurden amerikanisiert, wie etwa eine einprägsame Visualisierung mit einem «Swiss Baby am Start» zeigt.

Zunehmende Machtasymmetrie

Diese Zwiespältigkeit manifestierte sich durch die ganze Nachkriegszeit hindurch - und sie zeigt sich auch heute. Es ist nach wie vor nützlich, sich einige Resultate der Studie von Heinz K. Meier zur «Friendship under Stress» aus dem Jahre 1970 vor Augen zu halten: Die amerikanisch-schweizerischen Beziehungen hatten, so dieser Autor vor fast einem halben Jahrhundert, nie einen prägenden Einfluss auf den allgemeinen Gang der Geschichte, wurden aber von Letzterem massgeblich gestaltet und verändert. Während die Schweiz seit dem Ende des Ersten Weltkrieges an weltpolitischer Bedeutung zunehmend einbüsste - wozu nicht zuletzt jene innenpolitischen Kräfte beigetragen haben, welche mit einer hohlen Souveränitätsrhetorik für ein Sonderfalldenken und den nationalen Alleingang warben, nahm das Gewicht der USA geradezu dramatisch zu. Mit der Pax Americana der Nachkriegszeit standen die USA im Zenit ihrer Macht, während sich die Schweiz als nicht sehr wirksamer Go-between zwischen den Blöcken einrichtete und sich trotz offizieller Neutralität als integraler Teil des freien Westens verstand. Diese zunehmende Machtasymmetrie erklärt auch, wieso die Stressfaktoren für die Schweiz laufend zunahmen. Weil der Kleinstaat generell abhängig war von Wandlungen der Weltwirtschaft, machte sich der US-amerikanische Einfluss auf ökonomischem Gebiet und insbesondere auch im Banken- und Finanzsektor besonders stark bemerkbar. Bei aller Konflikthanfälligkeit muss allerdings gesehen werden, dass die Schweiz von der amerikanischen Wirtschaftshilfe in Europa globalen Liberalisierungspolitik der USA insgesamt beträchtlich profitiert hat und sich 1948 auch der Marshall-Plan-Organisation (OEEC) und später auch dem GATT angeschlossen hatte.

Diese längerfristigen Veränderungen blieben in Kontinuitäten eingebettet. Weil die Schweiz gegenüber den USA zunehmend an Gewicht verlor, an Aufmerksamkeit einbüsste und in der Alltagskommunikation auch immer mit andern neutralen Ländern, vor allem Schweden, verwechselt wur-

de, waren die zwischenstaatlichen Parallelen weniger durch emotionale Beziehungen geprägt, sondern können als Struktureffekte einer ähnlichen Föderalismus-Konzeption erklärt werden. Die wirtschaftlichen Export-Eliten der schweizerischen Kantone hatten schon vor mehr als hundert Jahren das Prinzip der Steuerkonkurrenz in den USA beobachtet und erfolgreich imitiert. Während sich in der Schweiz der Bundesrat auch noch in der Nachkriegszeit immer als Moderator und Regulator eines überbordenden fiskalischen Wettbewerbs der Kantone sah, liess er zu Beginn des 21. Jahrhunderts diese Zurückhaltung fallen und begann, das An- und Abwerbprinzip selber zu fördern. Nichts anderes tun heute die USA.

Der nationale Alleingang war immer eine Fiktion

Es ist wichtig, die amerikanisch-schweizerischen Beziehungen mit einem wachen Sensorium für globale Machtstrukturen zu analysieren. Selbstverständlich schauen die USA auch immer für sich selber und sie verfügen über die Mittel, um ihren Forderungen und Interessen Nachachtung zu verschaffen. Doch greift der Vorwurf amerikanischer Heuchelei zu kurz. Wir sollten uns abgewöhnen, die atlantisch-pazifische Grossmacht als einen monolithischen Block wahrzunehmen. Wer die inneramerikanischen Interessendivergenzen erkennt, wird zwei Phänomene erkennen:

Erstens wird deutlich, dass der Grosse auf ähnlicher staatlich-institutioneller Grundlage etwas Analoges macht, wie es der Kleine auch immer - und im 20. Jahrhundert mit beträchtlichem Erfolg und auf Kosten anderer Staaten - praktiziert hat. So wenig es in der Schweiz gelingen wird, eine kohärentere Steuerpolitik durchzusetzen ohne eine Harmonisierung der zahlreichen föderalistischen Fraktionen und Disparitäten, so wenig wird es in den USA möglich sein, die mittlerweile verhasste Foreign Account Tax Compliance Act (Fatca) in ein globales und partizipatives Unternehmen im Dienste grösserer Steuergerechtigkeit zu transformieren, ohne die eigenen Bundesstaaten stärker an die Kandare zu nehmen.

Zweitens zeigt sich, dass die Schweiz auf Völkerrecht und internationale Verrechtlichung stärker angewiesen ist als USA, die immer auch immer ausserhalb dieser Normen agieren, aktuell etwa in der informellen Kriegführung mit Drohen. Die Schweiz profitierte im 20. Jahrhundert davon, wenn wirtschaftliche Probleme mit kontextsensitiven multilateralen Vertragswerken angegangen wurden. Der «nationale Alleingang» war immer eine Fiktion. Würde es effektiv zu einem «Wirtschaftskrieg» mit den USA kommen, könnte die Schweiz ihr blaues Wunder erleben.

Generell gilt, dass gerade dann, wenn hierzulande die Rhetorik eines amerikanischen Wirtschaftskrieges gegen die Schweiz heissläuft, ein kühler analytischer Blick nötig ist. Diesem können sich die nach wie vor vorhandenen historischen Tiefenstrukturen der beiden «sister republics» offenbaren. Die Lumière des 18. Jahrhunderts tragen noch immer zur Erhellung aktueller Probleme bei - und ein aufgeklärter Blick kann auch dafür sensibilisieren, welch düstere Perspektiven sich im laufenden Wahlkampf nun eröffnen haben. Ein Triumph von Trump würde einem Schwanengesang der «two sister republics» gleichkommen.



Bei diesem Essay handelt es sich um die gekürzte Fassung des Vortrags, den Prof. em. Jakob Tanner* als Gastreferent an der Generalversammlung der AZ Medien hielt.